

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 26

Beilage zur Gleichheit

1911

Inhaltsverzeichnis: Wir sind so gemein. Von Ernest Jones. — Ein Besuch im Kinderheim in Mailand. Von Anna Guttmann. — Für die Hausfrau. — Hygiene. — Feuilleton: Der Kuli. Von Johannes B. Jensen. (Schluß.)

Wir sind so gemein.

Von Ernest Jones.

Wir pflügen und sä'n! Wir sind so gemein,
zu schaufeln, zu graben im Grunde,
bis Wiese und Rain, bis Flur und Hain
von Früchten stroht in der Kunde.
Wohl sehen wir's ein, wir sind so gemein,
und werden es niemals vergessen;
wir kneten das Brot, wir schließen es ein,
doch sind zu gemein, es zu essen.

Wir steigen hinein — wir sind so gemein —
in der Höhlen finsterste Minen,
wir graben das herrlichste Edelgestein,
das je noch in Kronen geschienen;
fehlt Geld im Schrein, wir schaffen es fein —
nicht die im Überfluß schwimmen —
zum Zahlen sind wir nicht zu gemein,
doch viel zu gemein, um zu stimmen.

Wir sind so gemein, o, wir sind so gemein!
Doch mauern und bau'n unsere Hände;
den Reichen fügen Stein wir an Stein
zu Kirch' und Palast ohne Ende.
Wir bauen das Schloß, wir schmücken es aus,
wir müssen es scheuern und bohnen;
wir sind zu gemein nicht, zu bauen das Haus,
doch viel zu gemein, drin zu wohnen.

Wir sind so gemein, o, wir sind so gemein!
Doch spinnen wir Seide und Wolle,
daß glänzend das Lein um des Reichen Gebein
in wärmenden Falten sich rolle.
Wir kennen den Spruch, wir kennen den Fluch,
was helfen uns Jammer und Klagen?
Wir sind zu gemein nicht, zu weben das Tuch,
doch viel zu gemein, es zu tragen.

Wir sind so gemein, o, wir sind so gemein!
Doch wenn die Trompeten erklingen,
da stellen wir Armen uns in die Reihn,
das Schwert für die Reichen zu schwingen.
Wir sind so gemein! Doch sehen wir ein
das Leben, den Sieg zu erteilen —
zu töten den Feind sind wir nicht zu gemein,
wohl aber die Beute zu teilen.

Wir sind so gemein, doch soll es so sein?
Soll's immer so bleiben auf Erden?
Dem Reichen den Wein, den Glanz und den Schein,
dem Armen nur Last und Beschwerden?
Wir sind so gemein! Doch sagen wir: Nein!
Wir müssen die Rechnung beschließen.
Wir füllen den Schrein; wir werden's auch sein,
die künftig die Früchte genießen.

o o o

Ein Besuch im Kinderheim in Mailand.

Von Anna Guttmann.

Helle, frische Kinderstimmen schallen mir durch die offene Tür entgegen, und sowie ich nur in das Zimmer trete, bin ich von einem Kreis kleiner drei- bis sechsjähriger Buben und Mädchen umringt, strecken sich mir zwingig saubere Händchen entgegen, um mir „Buon Giorno!“ (Guten Tag!) zu wünschen. Eitel Sonne und Frohmut strahlt aus den braunen und schwarzen Augen. Wie könnt's auch anders sein hier in diesem von Licht und Sonne durchfluteten hohen Saal, dessen helle Wände mit bunten Märchenbildern geschmückt sind, in dem immergrüne Blattpflanzen die kleinen Erker zieren und

der Inhalt zweier großer mit Glastüren versehener Schränke den Besucher rasch erkennen läßt, wie gut für eine zweckmäßige Beschäftigung der Kinder vorgesorgt ist. Wahrlich, dieser Raum entspricht wirklich seinem Zwecke, fünfzig kleinen Arbeiterkindern eine Stätte der Freude, der Gesundheit und der Erziehung zu sein!

Jetzt hat mich auch die inmitten einer Kindergruppe beinahe versteckte Leiterin bemerkt. Sie versucht vergebens, die an ihrem Rocke hängenden Kleinen abzuschütteln, und kommt mit ihrer frohen Herde selbst froh und heiter auf mich zu. Die Leiterin ist sogleich bereit, mir die Einrichtungen des Hauses zu zeigen und zu erklären. Liebenswürdig schlägt sie mir vor, den Vormittag im Heim zu verweilen, um die Beschäftigung und Beaufsichtigung der Kinder nach der von der römischen Ärztin Maria Montessori neu zusammengestellten Methode eingehend beobachten zu können. Nachdem sie die Kinder der Obhut der beiden Nebenlehrerinnen anvertraut hat, führt sie mich zunächst in ihr kleines, schön eingerichtetes Arbeitszimmer, in dem sich auch die Hausapotheke für etwaige Verletzungen befindet. In einer Lade des Schreibtisches sind die Statistikkbogen aufbewahrt; es werden nämlich monatlich bei jedem einzelnen Kinde Körpermessungen vorgenommen, die genau vermerkt und am Ende des Jahres der Gesellschaft vorgelegt werden müssen, die dieses Kinderheim errichtet hat. Diese Gesellschaft ist die „Umanitaria“. Die „Umanitaria“ steht nicht nur in Mailand, sondern auch in ganz Italien einzig da. Sie wird von der Erbschaft des großen Volksfreundes Voria erhalten, jetzt fast ausschließlich von Parteigenossen geleitet, und verfolgt den Zweck, der großen Arbeitslosigkeit durch die verschiedensten Einrichtungen zu steuern, wie ein Arbeitshaus für Beschäftigungslose, ferner durch Gewerbe-, Kunst- und Haushaltungsschulen, durch Agrar- und Auswanderungsbüro und durch Stellenvermittlung. Vor vier Jahren hat die „Umanitaria“ auch begonnen, billige, aber zweckmäßige und schöne Arbeiterhäuser zu bauen, und zwei große Blöcke von je zwölf Häusern stehen jetzt fertig an der Peripherie Mailands da.

Um den Müttern der dort wohnenden Familien, die entweder tagsüber zur Arbeit gehen oder im Hause erwerbstätig sind, die große Sorge um die Kinder abzunehmen, hat man inmitten der Blöcke, umgeben von einem schmucken Gärtlein, je ein Kinderhaus errichtet. In diesem verbringen die Kinder unter der Aufsicht geprüfter Lehrerinnen den Tag auf die schönste Weise spielend, lernend und arbeitend. Das Kinderheim enthält außer dem großen Arbeitsaal noch einen ebenso großen und schönen, mit einem Klavier ausgestatteten Spielraum, der in unmittelbarer Verbindung mit dem Garten steht, so daß sich die Kinder je nach Belieben drinnen oder im Garten aufhalten können. Neben den vier kleinen, sehr sauber und hygienisch eingerichteten Kabineträumen und einem mit sechs Wasserhähnen versehenen Trinkraum befindet sich noch als letzter, aber nicht unwichtigster Teil des Hauses der Baderaum mit Badewanne und Dusche; hier werden täglich fünf bis sechs Kinder gebadet, so daß ungefähr alle zehn Tage jedes Kind sein Bad erhält.

Während ich mir das alles anschaute, hörte ich dann und wann aus dem Spielraum Klaviertöne herüberklingen. Wir begeben uns jetzt in diesen Saal, um zu sehen, was es hier gibt. Da sitzt die Unterlehrerin am Klavier, schlägt die Melodie eines bekannten Marschliedes an, und nach und nach sammeln sich, aus allen Winkeln des Hauses und aus dem Garten kommend, die Kleinen an. Ohne durch irgend einen Befehl zum Marschieren gezwungen zu sein, stellen sie sich auf, natürlich groß und klein durcheinander, und nun marschieren sie in flottem Schrittempo los, je nach dem Klavierspiel einmal leise, ein andermal laut auftretend. Jetzt begleiten sie sich selbst zum Marschieren, und gar lustig ist es anzuhören, wie sie stets den Tatteil betonen, der auf den linken Fuß fällt, damit sich allmählich an den Gleichschritt auch die Kleinsten gewöhnen, die natürlich fröhlich ohne Takt mittrippeln. Aber bald sind die Kinder des Marschierens müde, und es werden aus ihrer Mitte selbst Kreis- und Reigenpiele vorgeschlagen. Man kann sich nicht gleich einigen, schließlich aber teilen sich die Spielenden in zwei Gruppen, und während ein Teil draußen im Garten mit einer Lehrerin einfachste Reigenformen übt, schließt sich der andere in Saale zu einem Kreißpiel zusammen.

Unter solchen gemeinsamen und Einzelspielen, auch Einzelunterhaltungen der Lehrerinnen mit den Kindern ist es 10 Uhr geworden,

und jetzt finden sich die Böglinge nach und nach im Arbeitsraum ein und suchen sich aus den geöffneten Schränken irgend eine Beschäftigung heraus. Sie werden weder gezwungen, eine bestimmte Arbeit zu nehmen, noch gibt ihnen die Lehrerin irgend etwas in die Hand. So haben sich schon die Kleinsten von drei Jahren daran gewöhnt, selbst zu wählen, ihre Lieblingsbeschäftigung zu finden und nachher das Gebrauchte wieder an die richtige Stelle zurückzutragen. Da beobachte ich gerade zwei kleine Mädchen, die ganz zielbewußt auf den Schrank zusteuern und nun zu suchen beginnen. Das eine hat gleich das Gewünschte gefunden und zieht aus der Ecke einen länglichen Ständer mit verschiedenen großen Gewichtchen heraus. Sofort schiebt es sich eines von den reizenden, winzigen Holzstäbchen an ein Tischlein und macht sich ohne Umschweife an die Arbeit. Die Kleine nimmt alle zwölf verschieden große, aus Holz verfertigte Gewichtstücke heraus, wirft sie ein bißchen übermütig durcheinander, und nun heißt's, jedes einzelne Stück wieder in das richtige Loch hineinzustecken. Das ist gar nicht so leicht, und es bedarf oft mehrerer Versuche, bis das passende Loch gefunden ist. Damit kann sich, wie mir die Leiterin erzählte, das Kind eine halbe Stunde unterhalten, ohne müde zu werden. Inzwischen hat das zweite Mädchen eine Menge verschieden großer Würfel aus dem Schrank geholt und versucht nun, einen Turm zu bauen. Da, als es bereits mit den kleineren Würfeln die Spitze des Turmes fast fertig hat, findet es noch einen großen Würfel, stellt ihn ohne langes Besinnen auf die kleineren, und baut — stürzt die ganze Herrlichkeit zusammen. Jetzt kommt, wie von ungefähr, die Lehrerin herzu, greift helfend — nicht schulmeisterlich belehrend — ein und baut mit dem Kinde zusammen den Turm auf.

Von einem Tische glänzen mir eine Menge der schönsten Farben entgegen; ich trete näher und erblicke eine Anzahl kleiner Holzstäbchen, die mit verschiedenfarbigen Seidensäden umwickelt sind. Jedes von den drei fünf- bis sechsjährigen Kindern, die um den Tisch sitzen, hat sich eine Hauptfarbe mit allen ihren Abstufungen gewählt und ist nun dabei, diese Abschattierungen richtig von der hellsten bis zur dunkelsten der Reihe nach zu ordnen, eine Arbeit, die scharfe Aufmerksamkeit verlangt und der natürlich viele Vorübungen vorausgegangen sein müssen. Und einer solchen Vorübung kann man gleich am nächsten Tische zusehen, wo eine Lehrerin einem dreijährigen Kinde zeigt, wie hübsch es doch ist, wenn man von sechs Holzstäbchen immer die zwei zusammenlegt, die dieselbe Farbe haben. An einem anderen Tischchen ordnet ein Bube nach ihrem Gewicht eine Menge Holzstäbchen, die aus verschiedenen Holzarten hergestellt sind. Wie ein Kaufmann vor einer Ware, so steht der kleine Kerl nachdenklich vor seinen Holzern, nimmt zwei Stäbchen aus der großen Menge und wägt sie prüfend in den Händen; weil er seiner Sache nicht ganz sicher ist, vertauscht er einmal rechts und links, und da er das richtige gefunden hat, ordnet er die beiden Stücke ein. Sein kleines Schwesterchen neben ihm, dem diese Arbeit natürlich viel zu schwer ist, vergnügt sich damit, einige dieser Stäbchen zum Bauen von Häuschen, Tischchen usw. zu verwenden. Da hält mir mit einemmal ein Kind etwas ganz dicht unter die Nase, das ich zuerst gar nicht recht erkenne. Ich beschau mir das Ding näher und sehe nun, daß in einem viereckigen Holzrahmen zwei Stücke Stoff befestigt sind, die durch viele kleine bunte Schleifen in der Mitte verbunden werden müssen. Ganz zutraulich bittet mich das Kind, ihm das Schleifenbinden zu zeigen. Derartige Rahmen gibt es noch viele, teils mit Druckknöpfen, teils mit Haken und Ösen oder Knöpfen und Löchern versehen, an denen die Kinder spielend die Handhabung dieser Dinge üben können.

„Ja, aber was lernt das Kind bei all dem, welches Wissen wird ihm denn beigebracht?“ wird man vielleicht fragen. Nun, muß denn ein vier- bis fünfjähriges Kind durchaus etwas lernen, müssen ihm möglichst viele Worte, möglichst viele Kenntnisse eingetrichtert werden? Es ist doch viel wichtiger, daß man die Kräfte, welche die Kleinen besitzen, sorgfältig pflegt und stärkt, indem man sie zuerst lehrt, ihre Ohren und Augen, ihre Hände und Füße richtig zu gebrauchen! Das ist der Grundsatz der Methode Montessori, die Kinder leicht und spielend daran zu gewöhnen, die in ihnen enthaltenen Kräfte und Fähigkeiten richtig zu gebrauchen und sie weiter zu entwickeln. Auf Anfertigung von kunstreichen Handarbeiten sowie auf bloßes Wortwissen wird dabei gar kein Gewicht gelegt. Ist es nicht viel wertvoller und vor allem für das Kind anziehender, es beim Spiel zu veranlassen, durch Prüfen und Beobachten sein Augenmaß zu schärfen, sein Muskelgefühl zu entwickeln, als ihm beizubringen, daß dieses Gewicht gleich einem halben Kilogramm sei, jenes gleich einem Kilogramm? Wie gut wird der Farbensinn beim Anordnen der farbigen Seide geübt, wie sehr der Tastsinn gestärkt, wenn die Kinder durch das Befühlen eines Stoffes seine Art zu erkennen suchen. Durch das bloße Betasten

von erhöhten Buchstaben und ihr Nachformen mit Plastilin oder durch Nachschreiben auf Tafel und Papier werden die Kinder allmählich mit dem ganzen Alphabet vertraut gemacht. Niemals aber drängt man ihnen das Wissen auf, und so geschieht es wohl manchmal, daß die Kinder die Formen verschiedener Buchstaben im Kopfe haben, ohne den Namen zu wissen. Natürlich fragen die Kleinen meist auch nach dem Namen, und dann wird ihnen bereitwillig Antwort gegeben. Auf diese Weise wird ihnen also nur dann Wissen beigebracht, wenn sie danach verlangen.

Emsig und fröhlich, natürlich dazwischen auch plaudernd und schwatzend, arbeiten die Kinder bis 11 $\frac{1}{2}$ Uhr. Dann bringen sie alles selbst in Ordnung und spielen noch bis 12 Uhr frei im Garten. Einige der größeren Knaben und Mädchen bewaffnen sich mit kleinen Besen und Schaufeln, um den Arbeitsraum wieder fein sauber herzurichten. Um 12 Uhr gehen die meisten Kinder nach Hause zum Mittagessen; diejenigen jedoch, deren Eltern über Mittag nicht nach Hause kommen können, bleiben unter Aufsicht im Heim und verzehren gemeinsam ihr mitgebrachtes Mittagbrot.

Nachmittags um 2 Uhr stellen sich die kleinen Gäste wieder ein, um zunächst bis 3 Uhr ein kleines Mittagsschläschen zu halten und dann bis 4 Uhr sich im Zeichnen, Malen, Färben und Formen in Plastilin zu üben. Die schönsten und originellsten Zeichnungen werden in einem eigens zu diesem Zwecke angefertigten Rahmen eine Zeitlang ausgestellt. Die letzte Stunde von 4 bis 5 Uhr wird benutzt, um alles wieder an Ort und Stelle zu bringen und dann zu vespern und zu spielen.

Die Kinder stehen unter ständiger Aufsicht eines Arztes, der nicht nur die vorkommenden Krankheiten behandelt, sondern ihnen auch vorzubeugen sucht, indem er alle vierzehn Tage den Müttern abends einen kurzen Vortrag über Ernährung und Körperpflege der Kinder hält. Diese Vortragsabende sind sehr wertvoll für das Gedeihen der prächtigen Einrichtung; denn sie setzen die Eltern in den Stand, die Arbeit, die hier für ihre Kinder geleistet wird, richtig zu würdigen und zu unterstützen. Voll Ruhe und Zutrauen bringen denn auch die Mütter morgens um 8 Uhr ihre Kinder ins Heim, wissen sie doch, so gut wie dort würden ihre Kleinen selbst bei bestmöglicher Fürsorge der Eltern im Hause nie aufgehoben sein.

Die kurz geschilderte Einrichtung sollte, wo es nur anginge, auch von unseren Arbeiterbauernoffenschaften nachgeahmt und verwirklicht werden. Da es das Ziel dieser Genossenschaften ist, den Arbeitern bessere Wohnungs- und damit überhaupt bessere Lebensverhältnisse zu schaffen, so liegt es sicherlich innerhalb des Kreises ihrer Aufgaben, sich der Kinder anzunehmen, die der elterlichen Obhut entbehren müssen, und für sie eine Stätte zwangloser Beobachtung und Erziehung zu schaffen.

o o o

Für die Hausfrau.

Wie man Muster aufzeichnet. Das Aufzeichnen von Mustern hat gewiß schon mancher Leserin erfolglose Mühe und reichlichen Verdruß bereitet. Und doch ist es eine einfache Sache, die man auch ohne besonderes zeichnerisches Talent bewältigen kann, sofern man nur weiß, wie man sie richtig anpackt. Auf weiße oder farbige Waschkstoffe zeichnet man ein Muster am einfachsten mit Hilfe des sogenannten „Blaupapiers“ auf. Nachdem man den Stoff glatt auf eine Platte gesteckt hat, legt man auf diesen das Papier mit der blauen Seite und befestigt es gut, damit es nicht verrückt. Das vorher auf dünnes Pauspapier durchgezeichnete Muster wird darüber gelegt und ebenfalls befestigt. Mit einem gut gespitzten Bleistift zieht man dann die Linien des Musters nach. Natürlich muß man bedacht sein, das Muster dabei nicht zu verschieben. Mittels der Farbe des Blaupapiers wird das Muster auf den Stoff übertragen. Auf wollige Stoffe kann man auch mit Hilfe einer Schablone ein Muster auftragen. Die Linien des auf dem Papier befindlichen Musters werden mit einer feinen Nähnadel in ganz kleinen Zwischenräumen durchgestochen. Damit man die Nadel bequem handhabt, steckt man sie mit dem Ohr in ein Stäbchen. Um das Muster auf diese Weise aufzutragen, legt man das Papier mit der Zeichnung auf eine weiche glatte Unterlage und steckt die Nadel stets senkrecht in die Linien der Zeichnung. Man kann dann gleich mehrere Pausbogen unter die Zeichnung legen und die Nadel gleichzeitig durch sie alle stecken. Eine so angefertigte Pause wird glatt auf den Stoff gelegt und an den Ecken befestigt. Mit einem Mullstückchen, in das rosa Puder getan wurde, fährt man über die Fläche, hebt vorsichtig die Pause ab und hat nun das Muster in seinen punktierten Linien auf dem Stoff. Die Linien müssen mit einem Blau- oder Weißstift

nachgezogen werden oder auch mit einem Pinsel, der für leinenartige Stoffe mit Wasserfarbe, für wollige Stoffe mit Ölmalerei getränkt wird. Diese Art des Aufzeichnens erfordert schon einige Übung, wenn sie gut gelingen soll.

o o o
Hygiene.

Trockenheit der Wände und Fußböden ist eine der Grundforderungen, welche in gesundheitlicher Hinsicht an eine Wohnung gestellt werden müssen. Durch Feuchtigkeit der Wohnungen können Krankheiten mannigfachster Art hervorgerufen oder kann die Veranlagung zu Erkrankungen gesteigert werden. Nasse Wände wirken gleichsam wie nasse Kleider. Sind die Poren der Wände durch Wasser verstopft, so wird dadurch der natürlichen Ventilation eine große Fläche entzogen, und wie wichtig gerade diese Art der Zimmerlüftung ist, wird uns besonders dann klar, wenn wir bedenken, daß diese fast die einzige namentlich bei der ärmeren Bevölkerung ist, wo den ganzen Winter nur sehr selten ein Fenster geöffnet wird. Durch den Mangel an Ventilation entsteht in den Wohnräumen eine wasserhaltige, warme Luft, da der durch die Atmung und die häuslichen Verrichtungen, wie Kochen, Scheuern, Waschen entstehende Wasserdampf durch die Poren der Wände nicht abziehen kann. Warme feuchte Luft verweicht aber die Lunge, Luftröhre, den ganzen Organismus. Wenn dann jemand mit solch verweichtem Körper ins Freie hinausgeht, wo die Luft viel kälter und trockener ist, so erkältet er sich sehr leicht.

Der Feuchtigkeitsgehalt der Wände beeinflusst auch die Wärmeverhältnisse der Wohnung in sehr fühlbarer Weise. Die Wände verbrauchen nämlich beträchtliche Wärmemengen zur Verdunstung des in ihnen enthaltenen Wassers. Dabei entsteht durch Abkühlung der Zimmerluft rasche Bewegung der letzteren, die namentlich in der kalten Jahreszeit leicht zu Katarthen Veranlassung geben kann.

Bekanntlich ist für die auch viele Krankheiten verursachenden Kleinlebewesen ein gewisser Grad von Feuchtigkeit zur Entwicklung und Fortpflanzung nötig. In der Tat entwickeln sich denn auch in feuchten Wohnungen sehr schnell und leicht Ummengen von Schimmelpilzen und Fäulniskeimen, welche dann auf Nahrungsmittel, Hausgerät, Balken, Mauerwerk ihren zersetzenden und zerstörenden Einfluß ausüben und die Gesundheit der Bewohner schädigen. Mit dem Luftstaub gelangen auf die feuchten Wandflächen auch dem menschlichen Organismus direkt schädliche Bakterien, vermehren sich dort in überaus rascher Weise und erzeugen, wie schon vielfach beobachtet worden, schwere Erkrankungen.

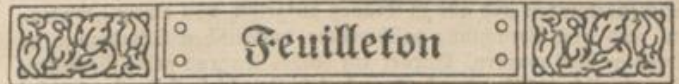
Man wird natürlich beim Mieten einer neuen Wohnung scharf darauf sehen, daß diese trocken ist. Macht sich aber nach dem Beziehen trotzdem Feuchtigkeit bemerkbar, so muß man möglichst bald die zur Austrocknung nötigen Maßregeln ergreifen. Es sei gleich bemerkt, daß bei hohem Grundwasserstand die oberen Stockwerke unbeschadet bezogen werden können, da das Grundwasser sich wohl nie höher als bis zum Erdgeschoß zieht. Dasselbe gilt von Häusern in einem Überschwemmungsgebiet. Ist dort auch das Wasser selbst in die Obergeschosse eingedrungen, so zieht sich doch die Feuchtigkeit infolge der Schwere allmählich wieder in die unteren Mauern. Allerdings muß man dann durch Öffnen von Fenstern und Türen immerfort Sonne und Wind eindringen lassen und Tag und Nacht mit Koksörben oder eisernen Öfen heizen. Kachelöfen genügen nicht, weil es nämlich hier wie bei Neubauten hauptsächlich auf die strahlende Wärme ankommt. Stellt man einen glühenden Koksorb in die Nähe einer feuchten Wand, so wird diese durch Strahlung tüchtig erwärmt, es findet eine ganz auffallende Wasserabnahme statt, und der Wasserdampf wird durch die von außen stets eindringende Luft vertrieben. Aus den feuchten Partien der Wand rückt dann das Wasser durch Kapillarität in die trockenen vor, und das Austrocknen gelingt so entschieden schneller als durch das Heizen von Kachelöfen, mit denen eine genügend hohe Erwärmung der Zimmer nebst Wasserverdampfung höchstens durch unverhältnismäßig große Opfer an Brennmaterial erreicht werden könnte.

Wird in Kellerwohnungen die Feuchtigkeit durch Grundwasser veranlaßt, so kann nie eine dauernde, vollständige Austrocknung erzielt werden, da aus dem umgrenzenden Erdreich stets wieder neues Wasser in die Wände eindringt. Das Bewohnen solcher Räumlichkeiten sollte die Sanitätspolizei einfach verbieten.

Wann ist ein Neubau trocken und daher beziehbar? Wir erwähnten schon vorhin, daß im Mauerwerk das Wasser nach unten sickert. Also darf man nach dem Trockenheitszustand der oberen Stockwerke nie das ganze Haus beurteilen, zumal die Obergeschosse auch der Sonne und den Winden zugänglicher sind. Wird aber

ein nach der Schattenseite oder nach der Wetterseite gelegener Raum des Erdgeschosses ausreichend trocken befunden, dann darf mit Sicherheit angenommen werden, daß auch alle übrigen Räume des Hauses dieselben günstigen Verhältnisse aufweisen.

Hiaweilen kommt es nun vor, daß in scheinbar trocken gewordenen Neubauten nach dem Beziehen der Wohnung, und zwar gerade nach dem Einheizen, wieder dunkle feuchte Flecken an der Wand erscheinen. Dies hat folgende Ursache. War die Wand nicht vollständig, durch und durch ausgetrocknet, wie dies bei Neubauten leicht der Fall ist, so gehört nicht viel Wasser dazu, um die Poren wieder stellenweise an der Oberfläche mit Wasserbläschen zu füllen, und dort erscheinen dann die dunklen Flecken. Diese sind also zum Teil Folge von Niederschlägen aus der feuchten Luft, deshalb ruft auch in scheinbar widersinniger Weise gerade das Einheizen diese Flecken so leicht hervor. Die Wärme im Ofen erhöht nämlich zunächst dessen Umgebung, und es dampft viel Wasser in die Luft ab, so daß die Luft im Zimmer nahezu mit Wasser gesättigt wird. Wo nun entfernter vom Ofen die Wand kälter ist als die Luft, dort schlägt sich der Wasserdampf nieder, und wenn die Poren der Wand ohnehin vom Bauen her noch einiges Wasser enthalten, so braucht es nicht viel, sie wieder ganz mit Feuchtigkeit zu füllen. Auch hier erweist sich als zweckmäßigstes Mittel zur Austrocknung ständige Lüftung durch Offenhalten von Fenstern und Türen bei gleichzeitigem Heizen mit Koksörben oder eisernen Öfen. th.



Der Kuli.

Von Johannes V. Jensen.

(Schluß.)

Niemand beachtete Jo, als er an dem gasfreien Baum vorbeiging, und doch blickte er verlegen zur Seite, weil er wußte, daß er kein Geld hatte und an keiner der Herrlichkeiten teilnehmen konnte, selbst wenn er wollte. Er schlich vorbei und machte sich so klein wie möglich. Da hörte er einen Krach aus einem Nischaw und sah, indem er den Kopf wendete, einen Kuli, der geschlafen hatte, mit einem Saße aufspringen, so daß es in den Stangen krachte, und über den Weg auf ihn losgefahren kommen... hohe, bodenüberschlagende Sprünge... das war Ling Chang!

Ach, er hatte also doch nicht genug bekommen, er war schrecklich lebendig...

Klatsch...

Ling Chang packte im fliegenden Sprünge Jo am Zopfe, an dem dünnen grauen Zopfe, der auf dem Hinterkopfe in einem Strümpf zusammengelegt war, und warf ihn mit einem einzigen gewaltsamen Schwünge mit dem Gesicht zur Erde nieder, so daß der Staub hoch aufspritzte. Der alte Pyramidenkorb, den Jo auf dem Kopfe trug, flog weit fort, der Nischaw brach zusammen... und während Ling Chang mit beiden Knien Jo's Gesicht in den Wegsand bohrt, ließ er Faustschläge auf dessen nackten Hals und Körper niederhageln, mit jener unglaublichen, explosiven Geschwindigkeit, die die Jugend in ihre Bosheit legt... tju, tju, tju... und er hatte Geistesgegenwart genug, nicht aufs Geratewohl loszuhauen, sondern er suchte sich die Stellen aus, wo es weh tat, und wo es eindrang...

Der Überfall war wie ein Blitz vor sich gegangen. Die anderen Kulis unter dem Baume aber saßen sich schnell, sahen, daß es ein Kollege war, der Prügel bekam, und ein Glender, der sich nicht wehren konnte... und im nächsten Augenblick liegen so viele auf den Ruinen von Jo und dem Nischaw, wie überhaupt Platz finden können, und prügeln auf den Gefallenen los, daß der Speichel ihnen aus den Zähnen spritzt... tse... tse... während der Rest der Schar dabei steht und zusieht und sich wahrlich nicht am wenigsten amüsiert, o, sie krachen sich die Arme und stehen wie auf Kohlen und weiden sich, es ist ihnen ein viel größeres, teuflischeres Vergnügen, zuzusehen als selbst zu prügeln. Der Barbier aber springt von seiner Arbeit auf, ergreift das Schulterjoch aus Bambus, auf dem er sein wanderndes Geschäft trägt, und läßt die vier Zoll dicke Stange mit einem hohlen Bums auf Jo's Hacke niederhauen, die aus dem über ihn liegenden Haufen hervorsticht. Er hebt sie zum zweiten Schläge und will sie gerade niederfallen lassen, als er sie plötzlich wegwirft, und ohne sich etwas anmerken zu lassen, eiligt hinter den großen Baum flüchtet; er hat den Schuttmann kommen sehen! Ja, der malaiische Panzer kommt im Salopp und mit gezogenem Säbel auf den Auslauf losgestürzt, vor Autorität bebend. Er fällt wie eine Bombe mitten in den Schwarm hinein — Klatsch, Klatsch —, flache Säbelhiebe auf die nackten Rücken, und er brüllt mit der verächtlichen Stimme der Obrigkeit dazwischen,

während der Kulischwarm unter lautem, feigem Geheul nach allen Seiten davonstiebt . . . und dann ist das Ganze vorbei.

Der Malaie bleibt auf dem Wege zurück, mit sechs Kulis, die er bei den Höpfen gepackt hält. Es sind sechs von denen, die zugehört haben und insofern unschuldig sind; das böse Gewissen ließ ihnen nicht wie den Schuldigen Flügel, und darum wurden sie gefangen. Glaubt nicht, daß Ling Chang zwischen diesen war; er sprang in der Ferne davon wie ein Hirsch, feurig und frei. Aber selbst wenn die eigentlichen Missetäter entkamen, was schadete es, wer konnte den einen Chinesen von dem anderen unterscheiden, und das Zuchthaus hatten sie doch alleamt verdient. Der Malaie bindet die sechs Zopfenden zusammen, nicht ohne Zeichen persönlichen Abscheus, indem er das schmutzige Gewürm berührt, aber er ist ein Beamter und kennt seine Pflicht — und jetzt können sie ihm nicht davonlaufen (Denn wie in aller Welt sollten sechs Chinesen sich einigen, in dieselbe Richtung zu laufen), und nun zur Polizei! Ihr Schweine!

Jo, der windelweich gehauen und bewusstlos auf dem Wege liegt, schenkt der Malaie kaum einen Blick; was geht das blutende Tier ihn an? Der Kuli ist schändlich ermordet worden, und die Gerechtigkeit, die natürlich ihren Gang gehen muß, besteht darin, die Missetäter auf der Polizei zu strafen. Pegi, vorwärts . . . lekas, und ein bißchen plötzlich!

Unten auf der Orchard Road, wo die vornehme Welt im Trabewagen fährt, wurde man zehn Minuten später Zeuge des nicht ungewöhnlichen Anblicks, daß ein Rudel Chinesen, an den Höpfen zusammengebunden und alle in Tränen aufgelöst, von einem gebietenden und von Verachtung geschwellten malaiischen Schuhmann in Arrest geführt wurden. Wieder ein halbes Duzend gelbe Banditen, die natürlich nichts getan hatten; das hatten diese Halunken ja nie!

Als der Leichenwagen sich eine Stunde später bei der Kasse einfindet, um das Opfer zu holen, war Jo verschwunden; er hatte eine Blutlache auf dem Wege hinterlassen und die Trümmer des Rucksacks, die in den Graben geworfen waren. Ob er wieder zum Bewußtsein erwacht war oder ob einer der heimlichen chinesischen Vereine die Leiche aus dem Wege geräumt hatte, das war eine von den Fragen, die den englischen Beamten, die der Justiz in Singapur vorstehen, graue Haare wachsen läßt. Jetzt war nichts anderes zu tun, als die sechs Mörder freizulassen! Von dieser Art Blindeluhspielen mit den Farbigen hatte das Gericht manche Probe zu bestehen.

Raum acht Tage später ereignete sich ein neuer Mord unter den Chinesen; diesmal gelang es dem Gericht, auf die Leiche Beschlag zu legen, wogegen sich keine direkte Spur fand, die auf den Täter hinwies; es ist eine Eigentümlichkeit bei chinesischen Verbrechen, daß gewöhnlich mehrere an einem Mord beteiligt sind. Dieser neue Mord war von besonders unheimlicher Beschaffenheit. Es war ein junger Rickschawluli, der in seinem Logis in der South Water Street ermordet vorgefunden wurde, ein insofern Namenloser, als er Ling Chang hieß und im übrigen ein Gelber zwischen Gelben war. Er wurde eines Morgens mit durchschnittenen Kehle gefunden, tot wie ein Stak. Das Abscheuliche bei dem Morde war, daß der Tote auf eine tierische Weise verstümmelt war, indem die Nase und die Ohren abgeschnitten und beide Augen ausgekratzt waren. Etwas Geld, das er besessen haben sollte und worauf er des Nachts schlief, war fort. Nun gut, einige eingeborene Detektive wurden in die chinesische Bevölkerung hineingeschmuggelt, und bereits tags darauf lehrten sie mit Hoang Tchin Jo zurück, der der Untat überwiesen und gehängt wurde.

Er war es gewesen, der Ling Chang ermordet hatte; hier handelte die Gerechtigkeit endlich einmal sehenden Auges.

Der Verdacht fiel augenblicklich auf Jo, weil er am Tage nach dem Morde als feiernder Lebemann angetroffen wurde, während alle anderen Kulis für ihr tägliches Reisgericht schufteten. Ja, Jo fiel seiner Natur zum Opfer, seiner unbedachtsamen Lust, den Augenblick zu genießen. Anstatt seinen Raub bis auf weiteres zu vergraben und später, wenn die Sache in Vergessenheit geraten war, einen Anteil an einem einträglichen Unternehmen zu kaufen, an einer Opiumkneipe oder an einem Mädchenimportgeschäft, ging er geradezu in den Sonnenschein hinaus und bereitete sich ein Fest nach seinem Herzen. Man fand ihn auf einer Wiese, außerhalb der Stadt, neben einer Quelle, die aus der Böschung hervorsprudelte und Feuchtigkeit und Kühlung spendete. Nicht weit davon stand der turmhohe Waldbrand eines Gains von Gummibäumen, ein Nest des Urwaldes der Insel, der aus irgend einem Grunde stehen geblieben war, und von der sanft ansteigenden Wiese aus konnte man die grünen Wogen der Meerenge von Singapur sehen und die vielen kleinen, waldbekleideten Inseln, die unter der Dunstatmosfera wie weißblaue Nebelwellen dalagen.

Jo fehlte es nicht an dem Sinne für Natur, der den Chinesen eigen ist. Er hatte seit vielen Jahren diese Stelle im Auge ge-

habt, hatte sich bereits früher zu der Quelle zurückgezogen und es genossen, dort ein Weilchen zu ruhen. Des Abends war hier gut sein, wenn die Ochsenfrösche tief unten aus dem Sumpfe, wo die Quelle sich verließ, ihr Gebrüll hören ließen, und die Dunkelheit oben bei den Kronen der Niesenbäume sich von fliegenden Hunden bewegte. Dann schwigte das Gras und die Mimosen, und die dicke Nachtluft schäumte über von Dunst, gesättigt wie sie war mit Tau, mit dem Wachstum der Tropenpflanzen und dem kräuterigen Rauch der Scheiterhaufen aus Laub und Abfall, die auf allen Wegen unten in der Stadt glimmen. Aus der nahegelegenen Baumgruppe strömte eine süße und schwangere Waldluft wie Federdecken von Wohlgeruch, die Allnatur strahlte Kampfer aus wie die Haut der brünstigen Götter der Finsternis. Pflanzen und Bäume ändern bekanntlich ihre Atmung des Nachts, töten, statt zu nähren; Naturmenschen, die das nicht wissen, empfinden es stärker, sie riechen sich in das gefährliche Geheimnis hinein, sie nehmen teil an der Zauberei. Jo verstand sich darauf, er hatte die Markose der Dunkelheit mit seinen Nasenlöchern eingefogen, die sich ihr weit öffneten, er hatte das ungeheure Fabeltier der Nacht gesehen. Jo rauchte kein Opium, so nüchtern war er nicht veranlagt; er besaß ja die Quelle, den eigenen Traumschloß der Erde.

Und hier wurde er gefangen. Jo hatte es sich für Ling Changs Ersparnisse so behaglich gemacht, wie seine Phantasie es nur wünschen konnte. Er hatte einen Bambusschirm gekauft, unter dessen Schatten er atmete wie unter einem Zelt, außerdem eine Lüte Tabak mit pulverisiertem Lack gemischt, eine ordentliche Wasserpeise von Zinn, mit Konfuzius' Goldspruch auf dem Behälter, Teufelsdreck, um seine Wunden einzuschmieren, und dann natürlich Nahrungsmittel, Reis, Tee, Ananas und Bonbons mit Nüssen gefüllt. Jo kochte sich selbst einen Topf Wasser auf einem kleinen Feuer im Gras, ging hin und her und hantierte umständlich, wie ein alter Großvater, der wieder Kind geworden ist und alles selbst tun will. Der Frühling war wieder in sein Herz eingezogen . . . ja, mit Gefang und Vogelgezwitscher, denn das schönste war, daß er wieder einen Vogel hatte! Mitten in dem saftigen Gras neben der Quelle stand ein Vogelbauer, ein kostbares, herrliches, funkelnagelneues Vogelbauer aus weißem Draht mit einem Henkel, Futternapf und allem übrigen, und darin saß auf einer Stange ein hübscher Sänger und schnabelte Flug an den Grasshalmen, die durch die Stäbe zu ihm hereindrangen. Er war so froh, ins Freie gekommen zu sein, er legte den Kopf auf die Seite und sah zum Himmel hinauf, lauschte, blähte seine Federn . . . noch schwieg er, vor den Wundern des Grases und der Quelle verstummt, später aber, wenn er gelernt haben wird, daß er sich darauf verlassen kann, wird die Süßigkeit aus seiner Kehle quellen.

Jo ging hin und her, beschäftigte sich mit dem Feuer und mit seinen Gedanken, aber nicht einen Augenblick ließ er den Vogel außer acht. Er erkannte sein Herz in ihm wieder.

Als Jo Tee gemacht hatte, kauerte er sich nieder und genoss ihn, hielt ihn unter die Nase und sog den Duft ein, während er trank. Er füllte die Tasse mit Reis, den er gekocht hatte, goß Tee darüber und ließ sich den Dampf um die Augen wogen, während er sich mit den Gspäßchen den Reis in den Mund schaufelte. Zwischendurch rauchte er ein paar Züge von dem guten Tabak, der nach Lichtschnuppe schmeckte, einfach köstlich, und während er beständig den Vogel im Auge behielt, durchrieselte ihn etwas, das fernher wurde und doch ewig nahe blieb: das Ereignis der vorigen Nacht, als das Rasiermesser seinen Feind aufschlitzte und der lochende Blutstrahl im Dunkeln seine Beine berührte wie die Schnauze eines Hundes, der für seinen Herrn bittet. Der Schweinehund entleerte sich wie eine Sonne, der das Spundloch herausgeschlagen worden ist. Nachher hatte Jo sich in der Quelle gebadet.

Nachmittags, als Jo gerade von einem Schläfchen unterm Sonnenschirm erwacht war, stellten die beiden Naseweisen sich ein und begannen ihn ins Verhör zu nehmen, woher er all die schönen Sachen habe. Jo brüstete seinen weilen Körper und erzählte ein Märchen von einem Geldschein, den er in der Telegraph Street gefunden habe. Als sie Ling Chang nannten, grinste er unschuldig, kannte ihn nicht. Aber sie sperrten ihn als verdächtig ein, und wenige Stunden später war er gefällig.

Wieder war es das Gefühl, dem Jo zum Opfer fiel. Denn sorgfältig in sein Leinentuch eingewickelt fand man Ling Changs Augen und die übrigen fehlenden Gesichtsteile. In einer sentimentalen Laune hatte Jo diese Dinge an sich genommen, damit Ling Chang in seinem neuen jenseitigen Dasein nicht allzu schön ausfähe.